

GLÜCKAUF ZUR LANGEN SCHICHT oder das Bergwerk zu Ehrenfriedersdorf

Ehrenfriedersdorf präsentiert sich in herbstlicher Pracht. Von hier oben aus, dem Sauberg, sieht man es lang hingestreckt im Talgrund, ein Straßenort wie fast alle im Erzgebirge, im noch starken Oktobersonnenschein und rings umgeben von bunten Wäldern. Heute geht es ins Bergwerk. Hier wurde seit dem Mittelalter das reinste Zinn Europas gewonnen. Ein Museum ist es, wie alle Bergwerke im Erzgebirge, die noch existieren. Den Betrieb hat es eingestellt am 3. Oktober 1990, dem Tag, als die deutsche Einheit vollzogen wurde. Spätestens an diesem Tag war es klar geworden, dass die Grube am Sauberg, die das Zinn zum Zehnfachen des Weltmarktpreises produzierte, auf dem jäh geöffneten globalen Markt keine Chance hatte. Aus einer Tonne abgebauten Gesteins holte man zuletzt noch 1,6 Kilo Zinn heraus; das langte nicht. Mehr als ein Dreivierteljahrtausend lang hat man an dieser Stelle nach dem Metall gegraben und rund dreihundertdreißig Kilometer Strecke in den Fels getrieben. Vor Jahren hatte ich schon einmal hier gestanden; aber die freundliche Frau an der Kasse hatte uns damals beschieden, dieser Bergwerksbesuch sei nichts für kleine Kinder (die dabei waren), man müsse mit fast drei Stunden unter Tage rechnen, bei Dunkelheit, Enge, Nässe, Kälte. Wir kehrten um, ein bisschen enttäuscht. Jetzt aber bin ich zurück. Alle grüßen hier mit „Glückauf!“ Die junge Bürgermeisterin, die erst dieses Jahr gewählt wurde, spricht ein Grußwort. Jeder von uns erhält in der Kaue (dem Wasch- und Umkleideraum der Bergleute – das erste von vielen alten Fachwörtern, die wir heute noch hören werden) ein Paar Gummistiefel, wahlweise mit Fußlappen, denn es wird kalt an den Füßen werden; einen gelben Helm, ein Geleucht, das man am Helm befestigen kann, und einen leichten schwarzen Overall. Die Overalls sind an der Decke aufgehängt, sie schweben über uns wie Gespenster, außer Reichweite. Die Bergleute mussten den Seilzug mit Schlüssel entsperren, um an ihr Gewand zu gelangen: besser, einfacher, vor allem trockener als jeder Spind. Stück für Stück steigen sie für uns hernieder, ein Schauspiel eigener Art, noch bevor wir mehr als hundert Meter tief in den Schacht einfahren, begleitet von schrillen komplizierten Glockentönen.

Der Stein, in den dieses Labyrinth gehauen wurde, ist der härteste überhaupt: Gneis. Zwei Zentimeter pro Tag kam man darin voran. Von unten, aus dem Innern der Erde, drang der zähe Granit gegen ihn an, der die Erze mit sich führte, und zwängte sie hoch in die Spalten. Alles kam auf diese Weise ins Erzgebirge, Zinn, Zink, Blei, Kobalt, Wismut, Nickel, Kupfer, Eisen; vor allem Silber und Uran, die das Schicksal der Region wurden. Adern nennt es der Laie, Gänge der Bergmann; in Wahrheit aber sind es scheibenförmige Gebilde, die sich, wo man sie durchschnit, als schlängelnde Linien darboten, einen Millimeter weit die dünnsten, die mächtigsten vier Meter stark. Auch wir sehen sie noch, sie heben sich hell vom dunkelgrauen Gneis ab, und darauf sitzt, fast schwarz, der Zinnstein, der Kassiterit: das eigentliche Erz. Die Abstände sind groß; eine Grubenbahn bringt uns voran, primitiv und solide. Besonders schnell geht es nicht, aber wir werden gut durchgeschüttelt, dazu ertönt ein unglaublicher ratternder Krach. Wir sollen bloß keine Köpfe und Hände aus den winzigen offenen Kabinen strecken, denn an den nahen Wänden gibt es vorstehende Objekte aller Art. Es ist wie die Fahrt in einer Geisterbahn.

Sie bringt uns zur Attraktion im Herzen der Grube: der Radpumpe. Ohne Pumpen gibt es keinen Bergbau, denn in der Tiefe sammelt sich das Wasser und steigt immerfort. Ließe man es, die Stollen verwandelten sich in unterirdische Seen. Nur noch die erste und zweite Sohle hält man heute trocken, die Sohlen drei bis sieben sind ans Wasser preisgegeben, Hunderte von Metern unter unseren Füßen hinab. Man hat die hölzernen Reste der Pumpe gefunden, als man das stillgelegte Bergwerk für die Besucher herrichtete, und sie rekonstruiert. Wir sehen das mächtige Rad von schräg unten in seiner aus dem Fels gehauenen Radkammer. Wie ein Mühlrad nützt es das aufschlagende Wasser, aber nicht um zu mahlen, sondern um wiederum anderes Wasser zu bewegen. So wird ein senkrecht angeordnetes Hebwerk angetrieben, aus langen Kolben, die das Wasser mit einer ausgeklügelten Mechanik nach oben bringen, ganze Kaskaden von Kolben, die einander die Last weiterreichen wie in einer Eimerkette. Die Kolben erblicken wir nicht, aber wir sehen, wie aus einer hölzernen Rinne, sobald der Apparat sich in Bewegung setzt, ein starker Wasserfall niederbraust.

Wenn ich sage, man halte die oberen beiden Sohlen trocken, so ist das relativ zu verstehen, in dem Sinn, dass man nicht durch Kiemen atmen muss. Wasser ist hier überall, es rinnt die Wände herunter, es steht in Pfützen und läuft in Gräben neben dem Weg her; rötlich hat sich das Eisen und in tiefem Blau das Kupfer am Rand abgesetzt. Wir leuchten in einen vollgelaufenen Schacht hinein, in dem noch der jahrhundertealte hölzerne Ausbau zu sehen ist, besonders die Fahrten, die beängstigend schmalen und steilen Leitern, auf denen die Bergleute früherer Zeiten hinabstiegen. Alles ist völlig intakt, denn das im Wasser gelöste Vitriol – auch das ist eine Metallverbindung – konserviert organische Stoffe vorzüglich. Man könne, sagt der Führer, diese Fahrten aufsägen, und das Holz im Innern sei hart und weiß wie frisch geschlagen. Der Blick geht die vielen Sprossen entlang in unwahrscheinliche Tiefen, denn trotz des mitgeführten Metalls ist dieses Wasser unirdisch klar.

Dieses Wasser hat dem Bergmann Oswald Barthel beides gebracht: den Untergang und die Bewahrung. An seiner Geschichte, so ist mir eingeschärft worden, solle ich auf keinen Fall Zweifel äußern, das käme in Ehrenfriedersdorf übel an. Unser Führer erzählt die Geschichte so:

Oswald Barthel habe, als er untertage allein hantierte, wohl versehentlich sein Geleucht umgestoßen, damals und noch lange nur ein kleines Licht, das mit Unschlitt gespeist wurde, und sich unversehens (der Führer sagt: gählings) in tiefer Schwärze wiedergefunden. Er bekam das Licht nicht wieder an und tastete daraufhin seinen Weg zurück, nahm aber in der Dunkelheit eine verkehrte Abzweigung, stürzte in einen gefluteten alten Schacht (wie auch wir gerade einen gesehen haben) und kam um. Das war im Jahr 1508. Die Suche nach ihm verlief erfolglos. Doch im Jahr 1568 näherte man sich im Zug weiterer Erschließung dem Schacht von der unteren Seite, ließ das angestaute Wasser heraus – und fand darin die Leiche des Bergmanns, ganz und gar unversehrt wie im Leben, einschließlich seiner Bergmannstracht: ein wahrlich standhafter Zinnsoldat. Die Geschichte läuft in Ehrenfriedersdorf unter dem Namen der Langen Schicht. Ja, sechzig Jahre sind in der Tat eine lange Zeit unter Tage: eine Nachtschicht. Als man den Leichnam barg, zerbrach er in zwei Teile.

Der jugendliche Tote (er soll etwa zwanzig gewesen sein), zwei Generationen älter als die, die ihn fanden, kam in seinen Heimatort zurück als ein Fremder. Aber es gab noch drei

Menschen, die sich erinnerten, alte Kollegen. Das Ehrenfriedersdorfer Bergbuch, das zurückgeht bis aufs Jahr 1543 und 1699 gedruckt wurde, weiß zu melden:

„Kund und wissend sey / daß hernach verzeichnete Alten / mit Nahmen Thomas Kundler / Andreas Reiter der Altere zu Ehrenfriedersdorff / und Simon Löser zu Dretbach / vor mir Valtin Feigen / Bergmeistern und Thomas Langern geschwornen im Berg-Ampt ausgesagt / daß ihnen wohl wissend und in guter Gedächtniß sey / daß einer mit Nahmen Oßwald Barthel ein Bergmann / welcher allhier zu Ehrenfriedersdorff / unten im Flecken in einen kleinen Häußlein gewohnt / da dieser Zeit Hanß Rößler innen ist / im Jahr 1508 am Tag Catharinae im Sau-Berge verfallen / also daß ihm kein Mensch zur Rettung kommen können.“

Diese Informationen sind nicht über jeden Zweifel erhaben. Zwar enthält das Bergbuch in der Tat viele alte Dokumente; aber sie seien, heißt es, von den Söhnen des Herausgebers Christian Lehmann erheblich und tendenziell verändert, um nicht zu sagen verfälscht worden. Dieser Haupt-Beleg hält der Quellenkritik nicht stand. Worin lag die Tendenz? Wie für das 16. und 17. Jahrhundert nicht anders zu erwarten: im Religiösen. Wenn Barthel 1508 starb, dann jedenfalls im alten Glauben, denn erst neun Jahre später schlug Luther seine Thesen an. Ebenfalls im Jahr 1508 ließ sich die Pfarrgemeinde Ehrenfriedersdorf von dem bedeutenden Künstler H. W. noch einen großen Wandelalter anfertigen – eines der herrlichsten Stücke seiner Art, mit drei verschieden ausklappbaren Ansichten, voll von Heiligen, geschnitzt, gemalt und vergoldet und mit einem himmelhohen Gesprenge, das bis an die Wölbung des Chors in der kleinen Kirche reicht. Er hat sich bis heute erhalten, kann aber kaum mehr als ein Jahrzehnt in den Genuss der vollen Andacht gekommen sein, denn der neu eingeführte Protestantismus wollte von Heiligen nichts mehr wissen. Überdauert hat er gleichwohl, vermutlich weil er so schön war. Aber als ein unverkennbar katholisches Flaggschiff muss er der protestantischen Gemeinde auch Verlegenheit bereitet haben. Wichtig war es ihr jedenfalls, dass der katholisch verstorbene Barthel ein evangelisches Begräbnis bekam und dieses als solches dokumentiert wurde. Der 1568 amtierende Pfarrer Georg Raute hielt eine Leichenpredigt nach Psalm 90, „Herr du lässest die Menschen dahinfahren 1. wie ein Strom, 2. wie einen Schlaf, 3. wie ein Gras, 4. wie ein Geschwätz“. Diese Predigt wurde als ein Meisterstück ihrer Gattung empfunden, half dem Pfarrer zur Beförderung und wurde gedruckt. Allerdings geschah dieser Druck erst Jahrzehnte später, und der Name Oswald Barthel, auch dies ist interessant, kommt darin nicht vor. Das Kirchenbuch der Gemeinde Ehrenfriedersdorf weist zwar den Namen Oswald Barthel auf – aber dieser ist anstelle eines durchgestrichenen Matthes von fremder Hand später eingetragen. Ein glatter Betrug also?

Und wie steht es mit den Zeugen? Der Bergmeister Valtin Feigen scheint belegt; jedenfalls zeigt man seinen Grabstein, auf sehr ungefüge Weise behauen mit einem Herzen und einem Spruch aus dem Buch Hiob, der es ebenfalls mit der Vergängnis des Menschen zu tun hat. Aber die drei anderen sind verdächtig – nicht nur aufgrund der an sich suspekten Quelle, sondern auch wegen der sakrosankten Dreizahl und der Tatsache, dass sie Namen von Aposteln tragen, das heißt von Heiligen, die schlechthin als Zeugen galten: Andreas, Thomas und Simon. Sie müssten im Jahr, als sie auftraten, mindestens achtzig gewesen sein. Wenige Leute wurden damals so alt, und am Allerwenigsten Bergleute mit ihrem so überaus riskanten und harten Beruf. Und gleich drei von ihnen! Das sind Indizien, aber noch keine Beweise.

Doch wie zuverlässig die Geschichte auch sein mag: Es bestand offenbar das Gefühl, dass ihr noch etwas fehlte. Mit der Aufbietung der Zeugen war die sachliche Seite abgedeckt, aber

noch nicht die emotionale. Wer wird es wahrhaft stark empfinden, wenn der junge alte Sohn des Orts heimkehrt? Nur, wer ihn geliebt hat. Und zwar musste es eine unerfüllte Liebe sein, deren Vergeblichkeit den Resonanzraum abgab, in dem die überlangen sechzig Jahre erst so recht widerhallten. Eine Braut musste her, die ihm seit der gewaltsamen Trennung unwandelbar die jungfräuliche Treue hielt.

Und sie fand sich. Der damalige Pfarrer Koch verfasste in den 1830er-Jahren eine Chronik von Ehrenfriedersdorf, in der er die Geschichte folgendermaßen fortspann:

„Oswald ein Bergbursche liebte die Anna, des reichen Obersteigers Baumwald Tochter. Vor der Trauung sollte auf dem ‚Gutes Glück‘ ein Durchbruch gemacht werden. Die Bergleute communicirten erst früh, und folglich gingen sie zu ihrer gefährlichen Arbeit. Bald brach der Firsten, alle retteten sich, aber Oswald wurde verschüttet, und war nicht wieder zu finden. Anna gelobte, Jungfrau zu bleiben, und die Bergkappe, die sie dem Oswald zum Hochzeitgeschenk gemacht hatte, wurde im Bethause der Bergleute aufgehängt, zu Erinnerung an ihre Gefahren. Dies geschah im Sommer 1507.“

Es folgt die Erzählung von der Auffindung des Leichnams; hier wird nur ein Zeitzeuge erwähnt, und zwar namens Balthasar – die Einzelheiten decken sich nicht, auch die Jahreszahl divergiert. Dann fährt die Chronik fort:

„Auch Anna lebte noch und kam geführet zu Oswalds Grabe, bey seinem Begräbniße den nächsten Sonntag communicirten Anna und Batthofer [wer ist das?], und starben auch noch an diesem Sonntag. Anna wurde noch in Oswalds Grab geleyet, u. Bathafer [der sich jetzt anders schreibt] darneben.“

Diese Erzählung in der Chronik des Pfarrers Koch stellt gewiss kein literarisches Juwel dar. Aber ihr Vorbild hat sie unverkennbar in der Literatur: Es handelt sich um jenen Fall aus den Bergwerken von Falun, mit besserer Autorität überliefert als der von Ehrenfriedersdorf, den die deutschen Dichter des frühen 19. Jahrhunderts mit solcher Begeisterung aufgriffen. Gotthilf Heinrich von Schubert hatte die Geschichte 1808 in seinen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ mitgeteilt; es folgten ihm Achim von Arnim, „Des ersten Bergmanns ewige Jugend“, E.T.A. Hoffmann, „Die Bergwerke zu Falun“, Friedrich Rückert, „Die goldene Hochzeit“ (bei Falun hatte man sich mit einer Karenz von nur fünfzig Jahren begnügt), vor allem aber Johann Peter Hebel mit seinem „Unverhofften Wiedersehen“, in dem der Stoff im Jahr 1811 seine klassisch gewordene Gestalt erhalten hat. Hebel war wie Koch protestantischer Pfarrer, sein populäres „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ kann der Amtskollege sehr wohl gekannt haben.

Doch wie man es auch dreht und wendet: der Bergmann zu Ehrenfriedersdorf bleibt älter als der zu Falun. Selbst wenn die Erzählung erst fast zwei Jahrhunderte nach dem gemeldeten Vorfall in ihrer überlieferten Form aufgezeichnet wurde, so hat sie immer noch einen klaren Vorsprung gegenüber der Geschichte aus Schweden. Den Vorfall selbst muss man nicht nur als einprägsam, sondern auch als vermutlich sehr außergewöhnlich bezeichnen. Dass und wie er aber möglich war, haben wir gerade im Bergwerk gesehen. Wenn so etwas geschah, hat man es sich gemerkt; und wenn es nicht geschah – wie hoch wäre die Wahrscheinlichkeit gewesen, dass man es sich ganz und gar aus den Fingern saugt? Oder fielen in den europäischen Bergwerken immer mal wieder Bergleute in Vitriolwasser und wurden erst sehr viel später geborgen? Davon scheint nichts überliefert zu sein – nur eben diese zwei Fälle im

Abstand von Jahrhunderten.

Meine Vermutung ist: Im Kern wird es schon so gewesen sein. Es ergab sich die Notwendigkeit, diesen Leichenfund, der in so hohem Grad merkwürdig war, isoliert für sich aber nur grässlich gewesen wäre, in einen Kontext der Bedeutsamkeit zu betten: So verwandelte sich der tote Bergmann zum Gleichnis der geschichtlichen und biologischen Existenz der Menschen; der menschlichen Zeit schlechthin. In Ehrenfriedersdorf, dieser doch sehr abgelegenen kleinen Stadt im Erzgebirge, ereignete sich der Fall; es reagierte darauf mit den unzulänglichen Mitteln, die vor Ort den Bergmeistern und Pfarrern zur Verfügung standen. Daraus ein dichterisches Werk zu machen, wie es Johann Peter Hebel vermochte (Ernst Bloch und Walter Benjamin haben sein „Unverhofftes Wiedersehen“ für den größten deutschen Erzähltext überhaupt gehalten), blieb diesen *local heroes* verwehrt. Da ihnen die Überschreitung der buchstäblichen in Richtung der dringend benötigten höheren Wahrheit nur in der Form gelang, dass sie ihre Chroniken frisierten: so landeten sie beim traurigen Tatbestand der Lüge. Ich will hier nicht Hebel zitieren; es käme eine Ungerechtigkeit heraus. Es lese ihn ein jeder selbst nach.

So wie die Ehrenfriedersdorfer sie erzählen, ist es eine Geschichte vom Tod gegen den Tod. Wo immer es Bergbau gibt, werden Tod und Nacht übermächtig. Die Geschichte des Bergbaus ist eine solche der Unglücke, die Bergleute werden verschüttet, vom Fels erschlagen, sie ersticken, sie stürzen sich in den Schächten zu Tode, wenn diese trocken, und ertrinken darin, wenn sie voll Wasser sind. Doch auch wenn alles glatt geht, fährt der Bergmann früh ein und spät abends aus, was im Winter bedeutet, dass er anfängt, wenn es noch, und aufhört, wenn es schon wieder Nacht ist. Dazwischen liegt die Nacht des Bergwerks. Das kann vier Monate so gehen, ohne dass er die Helligkeit sieht. Auch heute, mit elektrischer Beleuchtung, ist es ziemlich düster dort unten; aber früher, als es nur diese winzigen Unschlittlichter gab, wie Oswald Barthel eins hatte, muss eine grausame Finsternis gewaltet haben. Wenn dieses winzige Licht erlosch, dann war es aus. Nicht umsonst gehen der weihnachtliche Kultus der Kerzen, der Tannenbaum, der Schwibbogen, die Pyramide aus den Bergbauregionen Sachsens und Thüringens hervor. Ohne wenigstens diese winzigen symbolischen Lichtpünktchen hätten die Bergleute den Winter, für sie keine schneeweiße, sondern eine kohlschwarze Zeit, nicht überstanden. „Glückauf, Glückauf“ geht das Lied der Bergleute, „der Steiger kommt! / Und er hat sein helles Licht bei der Nacht / Und er hat sein helles Licht bei der Nacht / Schon angezünd’t“. Glück und Licht, das sind die beiden Dinge, die der Bergmann am dringendsten braucht. Es ist auch wichtig, dass Oswald Barthel, als man ihn findet, noch seine Tracht anhat. Denn diese ist zwar schwarz; doch ist sie gänzlich erhalten. Der Bergmann, heißt es im „Unverhofften Wiedersehen“, hat sein Totenkleid immer an. Aber hier, in vitriolgetränkter Ewigkeit, hat es den Tod zugleich auch hinter sich. Auch die Overalls, die wir im Berg tragen, sind nach wie vor schwarz.

In Ehrenfriedersdorf hat der Tod mit erschreckender Heftigkeit zugeschlagen. Wir gehen die steile Oswald-Barthel-Straße zur Kirche mit ihrem wunderbaren Wandelaltar hinauf; dort gibt es auch ein kleineres Kruzifix – schwarz mit goldenem Zierrat – dessen Seitenarme in einem seltsamen 45-Grad-Winkel nach hinten abgebogen sind. Es handelt sich, wie wir erfahren, um ein sogenanntes Sargkreuz; man legte es für die Dauer der Begräbnis-Zeremonie oben auf den Sargdeckel (dessen seitlicher Abwinklung es sich anschmiegt). Es stammt aus der Zeit um 1770, als durch Missernte und Krankheiten die Zahl der Todesfälle drei Jahre hintereinander

350 überstieg. Ehrenfriedersdorf ist nicht groß; es hat auch heute nur ungefähr 5.000 Einwohner. Vor der Kirche steht ein düsterer Rundbau, durch dessen Spitzbögen man auf einen sargartigen Block mit etwa 200 Namen blickt: die Toten des Ersten Weltkriegs. Gleich dahinter befindet sich eine Wand aus schwarzen Steinplatten, ebenfalls mit Namen bedeckt: die Toten des Zweiten Weltkriegs. Es sind 14 Platten mit je 29 Namen. Eigentlich ist es ein Wunder, dass hier überhaupt noch Menschen leben.

Die Ehrenfriedersdorfer hielten, wie Pfarrer Koch berichtet, jedes Jahr einen Bergaufzug zu der Grube, wo Oswald verunglückte. An einem Montag um ein Uhr und ein Viertel wurde er mit Bergglocken eingeläutet. Nach gehaltenem Aufzug brachte man die Bergmann-Leichenlade von dem Haus, in dem sie ein Jahr gestanden hatte, in ein anderes und revidierte die Rechnungen der Knappschafts-Leichenkasse, worauf die Mitglieder ihren Jahresbeitrag in Höhe von fünf Groschen und sechs Pfennigen einzahlten. „Diese ganze Handlung des Bergaufzugs wird die lange Schicht genennet. Vor dem Aufzuge geht ein Chor Musici voraus, und nach der Rechnung, bleiben die Bergleute bis abends 10 Uhr beisammen, und erhalten aus genannter Leichenkasse Bier.“ Nein, es ist vielleicht wirklich keine so gute Idee, den Ehrenfriedersdorfern ihre Geschichte von Oswald Barthel madig zu machen; sie haben nur diese eine.

Allerdings scheint in letzter Zeit etwas in Bewegung geraten zu sein. Wir sind zu einer kleinen Feier mit Vortrag in die Ehrenfriedersdorfer Kirche gekommen, und sitzen zu etwa zwanzig in den Bänken vor dem Wandelaltar. Eine offizielle Vertreterin der Gemeinde gibt das Faksimile jenes Kirchenbuchs herum, damit jeder selbst sehen kann, wie hier der Name Oswald Barthel sekundär implantiert wurde. Es scheint nicht mehr so nötig, sich an Oswald zu klammern; man hat ihn noch, und zwar gern, aber braucht ihn nicht mehr so dringend und wortwörtlich. Das Ganze ist unterwegs zur netten Anekdote, so etwas wie dem Balkon der Julia in Verona. Von dem nimmt auch kein Tourist wirklich an, dass hier Romeo hochgeklettert ist, und doch hinterlässt er mit Vergnügen ein kleines romantisches Briefchen: das bringt seiner Liebe Glück. Auf den ernststen Glauben folgt der schmunzelnde Aberglaube. Ja und dann, wie gesagt, gibt es in Ehrenfriedersdorf seit dem 3. Oktober 1990 keinen Bergbau mehr.